

BEIHEFTE

Brigitte Ganswindt

# Landschaftliches Hochdeutsch

Rekonstruktion der oralen Prestigevarietät  
im ausgehenden 19. Jahrhundert

Germanistik

Franz Steiner Verlag

ZEITSCHRIFT  
FÜR DIALEKTOLOGIE  
UND LINGUISTIK

BEIHEFTE

ZDL

I68

Brigitte Ganswindt  
Landschaftliches Hochdeutsch

**ZEITSCHRIFT FÜR DIALEKTOLOGIE UND LINGUISTIK**  
**BEIHEFTE**

In Verbindung mit Michael Elmentaler und Jürg Fleischer

herausgegeben von Jürgen Erich Schmidt

**BAND 168**

Brigitte Ganswindt

# **Landschaftliches Hochdeutsch**

Rekonstruktion der oralen Prestigevarietät  
im ausgehenden 19. Jahrhundert



Franz Steiner Verlag

Gedruckt mit Unterstützung der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur im Rahmen der Förderung des Akademievorhabens „Regionalsprache.de“ (REDE) durch die Bundesrepublik Deutschland und das Land Hessen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2017

Druck: Hubert & Co., Göttingen

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.

Printed in Germany.

ISBN 978-3-515-11679-4 (Print)

ISBN 978-3-515-11680-0 (E-Book)

## DANKSAGUNG

Dieses Buch stellt die leicht überarbeitete Version meiner 2016 eingereichten Dissertation dar, die vom Fachbereich Germanistik und Kunstwissenschaften der Philipps-Universität Marburg angenommen wurde.

Meinen akademischen Lehrern Prof. Dr. Jürgen Erich Schmidt und Prof. Dr. Joachim Herrgen danke ich nicht nur für die Annahme meines Themas und ihre fachliche Unterstützung, sondern vor allem für die stete Förderung.

Dank für anregende wissenschaftliche Gespräche und vielfältige Hilfestellungen unterschiedlichster Art gebührt Dennis Bock, Robert Engsterhold (beide Marburg), Prof. Dr. Michael Elmentaler (Kiel), Prof. Dr. Stephan Elspaß (Salzburg), Dr. Hanna Fischer, Marina Frank, Dr. Tanja Giessler, Gundula Grund †, Dr. Gea de Jong-Lendle, Bettina Kehrein, Prof. Dr. Roland Kehrein (alle Marburg), Dr. Andrea Kleene, Dr. Stefan Kleiner (beide Mannheim), Carolin Kiesewalter (Marburg), Prof. Dr. Werner König (Augsburg), Prof. Dr. Alfred Lameli, Dr. Sylvia Langwald, Manuela Lanwermyer (alle Marburg), Prof. Dr. Alexandra Lenz (Wien), Juliane Limper (Marburg), Prof. Dr. Mark Loudon (Madison), Björn Lüders (Hannover), Slawomir Messner, Mark Pennay † (beide Marburg), Dr. Christoph Purschke (Luxemburg), Prof. Dr. Stefan Rabanus (Verona), Dr. Josephine Rocholl (Berlin), Philipp Spang (Köln), Verena Teschke (Roßdorf), Lars Vorberger und Dr. Anna Wolańska (beide Marburg).

Weiterhin gilt mein Dank den Reihenerausgebern der „Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik“ für die Aufnahme des Buches und dem Franz Steiner Verlag, namentlich Susanne Henkel und Sarah-Vanessa Schäfer, für die gute Betreuung und Zusammenarbeit. Der Akademie der Wissenschaften und Literatur zu Mainz danke ich für die finanzielle Förderung der Drucklegung.

Meinen größten Dank schulde ich meinem Mann Nico für seinen unerschütterlichen Glauben an mich und seine schier endlose Bereitschaft, mit mir zu diskutieren.

Leopold und Theodor danke ich für liebevolle Zerstreung zu jeder Tages- und Nachtzeit.

Für ihre Zuversicht und Aufmunterung danke ich meiner Schwester Gerda.

Widmen möchte ich dieses Buch meiner Mutter, die mich auf allen meinen Wegen immer geduldig unterstützt hat. Ohne sie hätte es die folgenden Seiten nicht gegeben.

Marburg, im Juli 2017

Brigitte Ganswindt



## INHALTSVERZEICHNIS

|  |     |
|--|-----|
| 1 EINLEITUNG .....   | 11  |
| 2 LANDSCHAFTLICHES HOCHDEUTSCH: GEGENSTANDS-<br>KONSTITUTION UND -BESCHREIBUNG .....               | 15  |
| 2.1 Zur Entstehung und zum Status der Varietät des landschaftlichen<br>Hochdeutsch .....           | 15  |
| 2.2 Motive der Sprecher des landschaftlichen Hochdeutsch .....                                     | 21  |
| 2.3 Der Weg zur deutschen Standardsprache .....  | 25  |
| 2.4 Die Weiterentwicklung des landschaftlichen Hochdeutsch .....                                   | 36  |
| 3 FORSCHUNGSSTAND .....  | 41  |
| 4 EIGENE EMPIRISCHE UNTERSUCHUNG .....   | 47  |
| 4.1 Forschungsfragen .....   | 47  |
| 4.2 Quellen zur Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch .....                              | 49  |
| 4.2.1 Audiomaterial der deutschen Rundfunkarchive als mögliche<br>Quellen? .....                   | 49  |
| 4.2.2 Schriftliche Quellen zur Rekonstruktion des landschaftlichen<br>Hochdeutsch .....            | 54  |
| 4.3 Aufbau der Untersuchungen .....  | 59  |
| 5 WILHELM VIËTOR „BEITRÄGE ZUR STATISTIK DER AUSSPRACHE<br>DES SCHRIFTDEUTSCHEN“ (1888–1890) ..... | 63  |
| 5.1 Quellenlage und -kritik .....  | 63  |
| 5.2 Methodik .....   | 68  |
| 5.3 Rekonstruktion linguistischer Merkmale des landschaftlichen<br>Hochdeutsch .....               | 72  |
| Exkurs: Zur Aussprachevariation bei /e:/, /ɛ:/ und /ɛ/ .....                                       | 74  |
| 5.3.1 Gotha und Erfurt .....   | 77  |
| 5.3.2 Artern an der Unstrut .....  | 84  |
| 5.3.3 Nordhausen am Harz .....   | 90  |
| 5.3.4 Aschersleben .....   | 95  |
| 5.3.5 Hannover .....   | 99  |
| 5.3.6 Greifswald (Neuvorpommern) .....   | 104 |
| 5.3.7 Segeberg .....   | 106 |



|   |     |
|---|-----|
| 5.3.8 Flensburg.....  | 110 |
| 5.3.9 Ostfriesland .....  | 116 |
| 5.3.10 Westliches Ostfriesland .....  | 120 |
| 5.3.11 Bad Ems .....  | 126 |
| 5.3.12 Remscheid.....   | 131 |
| 5.3.13 Mülheim an der Ruhr.....   | 134 |
| 5.4 Zwischenfazit und Übersicht der Untersuchungsvariablen .....  | 137 |
| 5.5 Raumstrukturen des landschaftlichen Hochdeutsch .....   | 140 |
| 5.5.1 Clusteranalyse .....  | 140 |
| 5.5.2 Implikationsanalyse.....  | 144 |
| 5.5.2.1 Implikationen im Thüringischen .....  | 147 |
| 5.5.2.2 Implikationen im Westmitteldeutschen .....  | 149 |
| 5.5.2.3 Implikationen im Niederdeutschen.....   | 150 |
| 5.5.2.4 Zusammenfassung und Fazit der Implikationsanalyse .....   | 153 |
| 5.5.3 Vergleich mit LAMELI (2013).....  | 155 |
| 5.6 Zusammenfassung.....  | 158 |
| <br>  |     |
| 6 DYNAMIK – DIACHROME VERÄNDERUNGEN VOM<br>LANDSCHAFTLICHEN HOCHDEUTSCH ZUM REGIOLEKT.....  | 161 |
| <br>  |     |
| 6.1 Mülheim an der Ruhr und Remscheid.....  | 163 |
| 6.2 Gotha, Erfurt, Artern an der Unstrut und Nordhausen am Harz.....  | 171 |
| 6.3 Segeberg und Ostfriesland .....   | 175 |
| 6.4 Hannover .....  | 179 |
| 6.5 Flensburg .....   | 182 |
| 6.6 Westliches Ostfriesland.....  | 185 |
| 6.7 Zusammenfassung und Fazit.....  | 188 |
| <br>  |     |
| 7 SCHRIFTSPRACHORIENTIERTE FEHLSCHREIBUNGEN –<br>SEKUNDÄRANALYSE DES „SPRACHATLAS DES DEUTSCHEN<br>REICHS“ (1888–1923) .....      | 193 |
| <br>  |     |
| 7.1 GEORG WENKERS „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ .....  | 194 |
| 7.2 Die zeitgenössische Rezeption als Mittel zur Rekonstruktion .....   | 196 |
| 7.3 Analysepotential des Wenker-Atlases .....   | 199 |
| 7.3.1 Analysierbare Phänomene des landschaftlichen Hochdeutsch<br>auf Basis des „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ .....          | 202 |
| 7.3.2 Nicht-analysierbare Phänomene des landschaftlichen<br>Hochdeutsch auf Basis des „Sprachatlas des Deutschen<br>Reichs“ ..... | 210 |
| 7.4 Besonderheiten der Rekonstruktion gesprochener Sprache aus<br>schriftlichen Quellen .....                                     | 212 |
| 7.4.1 Dialektverschriftung und Laienschreibungen.....   | 213 |
| 7.4.2 Regionale Schreibtraditionen.....   | 217 |
| 7.5 Methodik.....   | 222 |

|   |     |
|---|-----|
| 7.5.1 Datenauswertung und Kartierung .....  | 223 |
| 7.5.2 Konzeptionell-technische Entwicklung des<br>Sprachgeographischen Informationssystems REDE<br>(REDE SprachGIS) ..... | 228 |
| 7.6 Beispielanalysen .....  | 231 |
| 7.6.1 Analyse 1: Entrundung in <i>müde</i> .....  | 232 |
| 7.6.1.1 Beschreibung des Phänomenbereichs .....   | 232 |
| 7.6.1.2 Analyse .....   | 234 |
| 7.6.1.3 Interpretation .....  | 240 |
| 7.6.2 Analyse 2: Entrundung in <i>böse</i> .....  | 244 |
| 7.6.2.1 Beschreibung des Phänomenbereichs .....   | 245 |
| 7.6.2.2 Analyse .....   | 245 |
| 7.6.2.3 Interpretation .....  | 249 |
| 7.6.3 Analyse 3: <i>g</i> -Spirantisierung in <i>fliegen</i> .....  | 253 |
| 7.6.3.1 Mülheim an der Ruhr .....   | 257 |
| 7.6.3.2 Altenburg .....   | 262 |
| 7.7 Zusammenfassung .....   | 265 |
| 8 FAZIT .....   | 269 |
| LITERATURVERZEICHNIS .....  | 273 |
| ANHANG .....  | 292 |



## 1 EINLEITUNG

*Jeder naive Mensch  
glaubt zu sprechen,  
wie er schreibt.*

(OTTO BREMER 1895, 189)

Vor der Etablierung einer nationalen Standardaussprache des Deutschen stellten landschaftliche Oralisierungsnormen der Schriftsprache das Hochdeutsch damaliger Sprecher dar. Diese Aussprachekonventionen des Schriftdeutschen werden hier, analog zur Terminologie der Sprachdynamiktheorie (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011), als landschaftliches Hochdeutsch bezeichnet. Ziel der vorliegenden Studie ist die Rekonstruktion dieser historischen oralen Prestigevarietät, über die bislang nur wenig bekannt ist.

Als Untersuchungszeitraum wurde das ausgehende 19. Jahrhundert gewählt, da diese Zeit für den gewählten Forschungsgegenstand besonders interessant erscheint. Die schriftsprachliche Vereinheitlichung war nach einem Jahrhunderte andauernden Prozess weitgehend abgeschlossen und stand unmittelbar vor einer ersten (überstaatlichen) Normierung. Somit war die Schriftsprache erstmals in der Geschichte des Deutschen so homogen, dass aufgrund der literalen Vorlage für die Aussprache des Schriftdeutschen keine regionalen Unterschiede mehr zu erwarten wären, wie es etwa bei den historischen areal differenzierten Schreibsprachen noch der Fall war. Zugleich war das ausgehende 19. Jahrhundert die Zeit, in der aus schulpädagogischer und sprachwissenschaftlicher Richtung verstärkt Versuche zur Normierung der Aussprache unternommen wurden. Die „Aussprachenormierer“ dieser Zeit spalteten sich dabei in zwei Lager auf. Die einen propagierten regionale Aussprachestandards, die nur für einzelne Dialektgebiete Geltung beanspruchen sollten (vgl. etwa ACKERKNECHT 1900/1901). Eine überregionale Aussprachenorm hielten sie weder für erstrebenswert noch für umsetzbar. Die anderen verfochten die Idee eines nationalen Aussprachestandards, der eine einheitliche Norm für alle Sprecher – unabhängig von ihrem dialektalen Hintergrund – bieten sollte. Als die wichtigsten Vertreter dieser Richtung können THEODOR SIEBS und WILHELM VIËTOR angesehen werden. SIEBS begründete schließlich die „Deutsche Bühnenaussprache“ (1898), die zwar für den sprechsprachlichen Alltag aufgrund ihrer Überprononciertheit nicht geeignet war, aber die erste Kodifizierung darstellte, die institutionellen bzw. offiziellen Rückhalt für sich beanspruchen konnte. VIËTORS Normierungsvorschläge hingegen konnten sich offiziell nicht durchsetzen, hätten aber aufgrund ihrer empirischen Fundierung und ihrer Toleranz für Varianten eine für die tägliche Kommunikation geeignetere Orientierungsgrundlage bieten können.

Genau dieser interessanten Zeit im ausgehenden 19. Jahrhundert wendet sich die vorliegende Studie zu, um empirisch zu rekonstruieren, wie das „Hochdeutsch“ der damaligen Sprecher geklungen haben könnte. Es wird also unter-

sucht, wie die damaligen Sprecher gesprochen haben, wenn sie überregional verstanden werden wollten oder wenn sie durch ihre Sprachverwendung ein gewisses Prestige erreichen bzw. wahren wollten.

In der Forschung wird davon ausgegangen, dass das landschaftliche Hochdeutsch noch deutlich regional bzw. dialektal geprägt war (vgl. z. B. KÖNIG 2004, 176, ELEMENTALER 2005, 407 oder SCHMIDT / HERRGEN 2011, 64). Denn woran sollten sich Sprecher bei ihrer Aussprache orientieren, wenn es noch keinen Aussprachestandard gab, den man hätte nachschlagen können (was vermutlich aber auch heute die wenigsten Menschen tun) und wenn es noch keinen Radiomoderator oder Tagesschau-Sprecher gab, der die normierte Aussprache täglich präsentierte? Wenn man davon ausgeht, dass zur Ausspracheorientierung weitgehend nur die Schriftsprache vorhanden war, dann stellt sich im nächsten Schritt die Frage, welchen Lautwert die damaligen Sprecher mit den Buchstaben und Buchstabenkombinationen des Schriftdeutschen verbunden haben. Da den Sprechern als orale Varietät (neben dem landschaftlichen Hochdeutsch) nur der Dialekt zur Verfügung stand, ist als wahrscheinlich anzunehmen, dass die ihnen daraus bekannten phonologischen und prosodischen Strukturen auch bei der Aussprache des Schriftdeutschen zur Anwendung kamen. Es kann daher angenommen werden, dass Sprecher unterschiedlicher Dialektregionen mit den Buchstaben und Buchstabenkombinationen der Schriftsprache auch unterschiedliche Laute verbunden haben. Somit ergibt sich aus diesen Annahmen die Hypothese, dass das landschaftliche Hochdeutsch je nach dialektaler Grundlage unterschiedlich gewesen sein dürfte.

Da es sich beim Dialekt und dem landschaftlichen Hochdeutsch um zwei separate Varietäten gehandelt hat, die zwar aufeinander bezogen gewesen sein müssen, aber nicht identisch gewesen sein konnten, ist die große Frage bei der Rekonstruktion der Prestigevarietät, welche dialektalen Merkmale beim Hochdeutsch-Sprechen beibehalten wurden. Dies könnten zum einen solche sein, die für die Sprecher nicht salient waren. Diese Merkmale blieben also erhalten, weil sie den Sprechern nicht bewusst waren. Denkbar wäre aber auch, dass manche Merkmale bewusst beibehalten wurden, weil mit ihnen zum Beispiel ein gewisses Sprachprestige verbunden wurde. Außerdem könnten sich im landschaftlichen Hochdeutsch auch andere Merkmale als im Dialekt vorhandene etabliert haben.

Diese offenen Fragen, die sich mühelos um weitere ergänzen ließen, zeigen deutlich, dass es über die historische orale Prestigevarietät des Deutschen bislang kaum gesicherte Erkenntnisse gibt. Zwar bietet die Literatur viele (gut begründete) Annahmen und Thesen zu diesem Thema, die empirische Untermauerung hingegen fehlt bislang weitgehend (vgl. hierzu den Forschungsüberblick in Kapitel 3). In diese Forschungslücke positioniert sich die vorliegende Arbeit. Die Studie will einen Beitrag dazu leisten, die historische Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert empirisch fundiert zu rekonstruieren. Dass dabei nicht alle linguistischen Systemebenen betrachtet werden können, versteht sich von selbst. Im Fokus der Arbeit liegt daher die Rekon-

struktion der phonetisch-phonologischen Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch, welche anhand verschiedener Quellen erschlossen werden sollen.

Daneben wird hier überprüft, ob das landschaftliche Hochdeutsch als historische Grundlage der rezenten standardnahen und -nächsten Varietäten und Sprechlagen des Deutschen angesehen werden kann (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 65–68). Durch die massenmediale Verbreitung der deutschen Standardausprache in Rundfunk und später Fernsehen kann davon ausgegangen werden, dass das landschaftliche Hochdeutsch ab den 30er/40er Jahren des 20. Jahrhunderts von vielen Sprechern als regional begrenzt wahrgenommen wurde. Die ehemalige Prestigevarietät wurde nun Teil einer sich neu konstituierenden Regionalsprache und wird dabei als Grundlage des Regiolektivs angesehen (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 66).

Die Forschungsfragen, die diese Arbeit beantworten möchte, sind also: Welche phonetisch-phonologischen Merkmale finden sich im areal differenzierten landschaftlichen Hochdeutsch des ausgehenden 19. Jahrhunderts? Welche Variantenprofile lassen sich für einzelne Orte oder Regionen aufstellen? Wo verlaufen Grenzen im landschaftlichen Hochdeutsch zur Untersuchungszeit? Stimmen diese mit den Grenzen der Dialektgebiete überein? Lassen sich lautliche Phänomene mit großräumiger Verbreitung im landschaftlichen Hochdeutsch der Untersuchungszeit identifizieren? Und wenn ja, welchen Raumstrukturen unterliegt ihre Verbreitung? Inwieweit kann das landschaftliche Hochdeutsch als historische Vorstufe der rezenten Regiolekte gelten? Und wie abbausensitiv verhalten sich lautliche Phänomene im diachronen Vergleich?

Zur Beantwortung dieser Forschungsfragen ist die Arbeit wie folgt aufgebaut: Zunächst wird der Gegenstand der Untersuchung, die Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch, aus theoretischer Perspektive betrachtet (Kapitel 2). Dies geschieht in Anbindung an die Theorie der Sprachdynamik (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, SCHMIDT 2005b), da mit ihr eine präzise Erklärung der hier relevanten sprachlichen Dynamik des Deutschen möglich ist. Neben der Gegenstandsbestimmung wird auf die Sprecher des landschaftlichen Hochdeutsch eingegangen. Zudem wird die Entwicklung der deutschen (schriftlichen und mündlichen) Standardsprache nachverfolgt und aus theoretischer Sicht die Weiterentwicklung der historischen Prestigevarietät in den Blick genommen. Im Anschluss wird der Stand der bisherigen Forschungsergebnisse zum hier behandelten Themengebiet referiert (Kapitel 3).

Daran anschließend folgen die eigenen empirischen Untersuchungen. In Kapitel 5 werden WILHELM VIËTORS „Beiträge zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen“ (1888–1890) detailliert ausgewertet. Mit diesen Daten einer indirekten Erhebung zur Leseaussprache liegt ein gut geeignetes Korpus vor, anhand dessen für Teile des mittel- und niederdeutschen Sprachraumes orts- bzw. regionenspezifische Variantenprofile der phonetisch-phonologischen Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert erstellt werden können. Bei der Rekonstruktion der lautlichen Merkmale wird zudem untersucht, ob diese aus dem jeweiligen Dialekt beibehalten wurden oder anderen Ursprungs sind. Auf die aus dem Viëtor-Korpus ermittelten Variantenprofile

werden dann verschiedene statistische Methoden angewendet, um Raumstrukturen im landschaftlichen Hochdeutsch zu ermitteln.

Zur Überprüfung der These, ob es sich beim landschaftlichen Hochdeutsch um den historischen Vorläufer des Regiolekts handelt, wird in Kapitel 6 die diachrone Entwicklung der Prestigevarietät in den Blick genommen. Dazu werden die in Kapitel 5 gewonnenen Ergebnisse mit aktuellen Studien vergleichend in Beziehung gesetzt. Diese Untersuchung verspricht zudem Erkenntnisse über die diachrone Abbausensitivität und über die Salienz lautlicher Merkmale.

Im Anschluss erfolgt eine Sekundäranalyse ausgewählter Karten des „Sprachatlas des Deutschen Reichs“ (Kapitel 7). Die Auswertung schriftsprachorientierter Fehlschreibungen auf diesen Karten ermöglicht Aussagen über die sprachgeographische Verbreitung lautlicher Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch.

## 2 LANDSCHAFTLICHES HOCHDEUTSCH: GEGENSTANDSKONSTITUTION UND -BESCHREIBUNG

Im Fokus dieser Arbeit steht die Rekonstruktion einer historischen Prestigevarietät des Deutschen, die in Anlehnung an die Terminologie der Sprachdynamik als landschaftliches Hochdeutsch bezeichnet werden soll (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 65–67). Ziel dieses Kapitels ist eine Beschreibung des Forschungsgegenstandes. Dabei ist zunächst zu klären, was genau unter den Begriff des landschaftlichen Hochdeutsch gefasst werden soll. Untrennbar verbunden mit dieser Gegenstandsbeschreibung ist die Erläuterung der Entstehung des landschaftlichen Hochdeutsch in der spezifischen sprachlichen Situation des Deutschen. Aus diesem Grund erfolgen Gegenstandsbeschreibung und -konstitution zusammen (Kapitel 2.1). Im Folgenden wird dann auf die Sprecher des landschaftlichen Hochdeutsch näher eingegangen. Dabei wird zum einen diskutiert, welche Bevölkerungsgruppen als Trägerschaft des landschaftlichen Hochdeutsch angesehen werden können. Soweit es der Forschungsstand zulässt, soll dabei auch eine zeitliche Einordnung vorgenommen werden. Zum anderen dient Kapitel 2.2 dazu, die Motive der Sprecher, sich einer (neuen) Prestigevarietät zu bedienen, näher zu beleuchten. Diese Motivation der Sprecher kann einerseits als Motor und andererseits als Resultat der Etablierung einer überregionalen deutschen Einheits- oder Standardsprache angesehen werden. Im Anschluss (Kapitel 2.3) wird daher der Weg zur deutschen Standardsprache näher beschrieben. Da neben dem vorrangigen Ziel dieser Arbeit, der Rekonstruktion der historischen Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch, auch die Weiterentwicklung dieser Prestigevarietät untersucht werden soll, widmet sich Kapitel 2.4 unter theoretischem Blickwinkel diesem Gegenstand. Dabei wird der Theorie der Sprachdynamik folgend (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011) die sprachgeschichtliche Weiterentwicklung des landschaftlichen Hochdeutsch betrachtet, was einhergeht bzw. gleichbedeutend ist mit der Entstehung der modernen Regionalsprachen, wie sie die aktuelle sprachliche Situation des Deutschen ausmachen.

### 2.1 Zur Entstehung und zum Status der Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch

Für die Vorstufe des heutigen Deutschen sind nebeneinander bestehende, areal differenzierte, kleinräumige Varietäten anzunehmen. Eine Annahme der Existenz dieser „lantsprachen“<sup>1</sup> erscheint aufgrund der sprachgeschichtlichen Zeugnisse plausibel. So finden diese erstmals um circa 1300 und in der Folge öfter Erwähnung und zwar in einer Schrift des Bamberger Schulrektors HUGO VON TRIM-

1 Zur Übersetzung des Begriffes als „Landessprache“ oder „Muttersprache“ und keinesfalls als „Dialekt“ vgl. REIFFENSTEIN (2003, 2208–2209).



BERG, die unter dem Namen „Renner“ bekannt ist (vgl. EHRISMANN 1970). Die Beschreibungen dort lassen davon ausgehen, dass zwischen diesen Arealsprachen keine Konkurrenzsituation um die Sprache mit dem größten Prestige anzunehmen ist, sondern vielmehr ein Nebeneinander gleichwertiger Sprachen. Zudem erlauben die Beschreibungen im „Renner“ nach REIFFENSTEIN (vgl. 2003, 2208) den Schluss, dass eine überdachende Gemeinsprache nicht einmal in Ansätzen vorhanden war und auch kein Bedürfnis nach einer solchen geäußert wurde.

Diese Situation änderte sich sukzessive mit der Einführung und Etablierung einer überregionalen Varietät, die sich zunächst in Form einer deutschen Schriftsprache und später auch in einer mündlichen Standardsprache durchsetzte.<sup>2</sup> Ab dem 16. Jahrhundert lässt sich eine neuhochdeutsche Schriftsprache annehmen, die zumindest ansatzweise so weit vereinheitlicht war, dass nicht mehr von einzelnen Schreibsprachen mit areal begrenzter Geltung ausgegangen werden muss.<sup>3</sup> Mit dem Vorhandensein einer überregionalen Schriftsprache begannen erste Sprecher(gruppen) sich auch in der Aussprache an dieser schriftlichen Norm zu orientieren. Nachdem sich anfangs nur verhältnismäßig kleine, elitäre Sprechergruppen an der Oralisierung der Schriftsprache versucht haben dürften, weitete sich dieser Kreis etwa um 1700 zunehmend auf immer größere Teile städtischer Sprecher aus (vgl. etwa SCHMIDT / HERRGEN 2011, 54 oder MATTHEIER 2003, 229 sowie Kapitel 2.2 der vorliegenden Arbeit).

Es ist anzunehmen, dass nach der Etablierung der Schriftsprache als überregionale Ausgleichsvariätät und mit den neuen, auf größere Sprecherkreise ausgedehnten Oralisierungsversuchen selbiger ein Bewusstsein der Sprecher für die areale Begrenztheit ihrer (bisherigen) Sprache entstanden ist. Dementsprechend gehen SCHMIDT / HERRGEN (vgl. 2011, 54 und 65) davon aus, dass die alten Arealsprachen in dem Moment (etwa um 1700) zu Dialekten (also im Sinne der Sprachdynamik zu den „standardfernsten, lokal oder kleinregional verbreiteten Vollvarietäten“,<sup>4</sup> SCHMIDT / HERRGEN 2011, 59) wurden, als ihre räumliche Begrenztheit sprecherseitig wahrgenommen werden konnte.

Bei den Ausspracheversuchen der Schriftsprache handelte es sich um die einzige Möglichkeit, eine Art „Hochdeutsch“ zu sprechen. Da es für das Deutsche noch keine normierte Standardaussprache (Orthoepie) gab, stellten diese nicht

2 Vgl. zur Etablierung einer deutschen Einheits- oder Standardsprache auch den detaillierteren Überblick in Kapitel 2.3.

3 Zu Datierungen der verschiedenen Entstehungsphasen der neuhochdeutschen Schriftsprache sowie zum Einfluss der arealen Schreibsprachen siehe etwa BESCH (1987).

4 Der Begriff der Varietät ist im selben theoretischen Rahmen, in dem sich ebenfalls die vorliegende Arbeit verortet, wie folgt definiert: „Individuell-kognitiv sind Varietäten [...] durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens. [...] [Sprachsozial sind sie] als partiell systemisch differente Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren, [definiert].“ Dem Status einer „Vollvarietät“ genügen diejenigen Varietäten, die der genannten Definition „vollgültig“ entsprechen (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 51). Vgl. zum Varietätenbegriff auch SCHMIDT (2005c).

kodifizierten Oralisierungskonventionen nicht nur im Bewusstsein der damaligen Sprecher die „richtige“ Aussprache des Schriftdeutschen und damit ihr „bestes“ Hochdeutsch dar, sondern waren zugleich das einzige bestehende gesprochene Hochdeutsch. Das Varietätenspektrum großer Teile deutscher Sprecher umfasste also etwa ab 1700 neben ihrem Dialekt auch ihre Aussprache des Schriftdeutschen, so dass von einem Wechsel von einem Einvarietäten- zu einem Zweivarietätensystem des Deutschen ausgegangen werden kann (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 65).

Die bisherigen Ausführungen deuten bereits an, dass es sich bei den Oralisierungsversuchen der Schriftsprache nicht um einheitliche Aussprachen für das gesamte deutsche Sprachgebiet gehandelt haben dürfte.<sup>5</sup> Vielmehr ist davon auszugehen, dass diese Oralisierungskonventionen regional divergent gewesen sind. Die landschaftlichen Verschiedenheiten sind dabei aus den folgenden Gründen anzunehmen: Vor den Ausspracheversuchen der Schriftsprache stand allen Sprechern in der mündlichen Kommunikation einzig ihr jeweiliger Dialekt zur Verfügung. Jede Umsetzung einer schriftsprachlichen Vorlage in eine mündliche Realisierung musste daher zwangsläufig auf Grundlage des jeweiligen dialektalen Systems erfolgen. Dies ist insbesondere für den lautlichen Bereich relevant, da die Buchstaben und Buchstabenkombinationen der Schrift auf das jeweilige Phonemsystem eines Sprechers bezogen werden mussten. Ein Beispiel soll dies verdeutlichen: Wenn im Dialekt eines Sprechers das /g/-Phonem durchweg spirantisch realisiert wurde, dann ist davon auszugehen, dass dieser Sprecher auch bei der Aussprache des Schriftdeutschen alle <g>-Graphien spirantisch umsetzte. Dies konnte dann beispielsweise dazu führen, dass die beiden Wörter *Teig* und *Teich* lautlich identisch als [t̪aɪç] realisiert wurden. In Dialekten hingegen, die ein plosivisches /g/-Phonem hatten, sind diese Homonymien bzw. Homophone nicht anzunehmen. Da ein unmittelbarer Einfluss der unterschiedlichen dialektalen Phonemsysteme auf die Oralisierungen der Schriftsprache also aufgrund des Fehlens anderer Orientierungsgrundlagen zwangsläufig anzunehmen ist, muss davon ausgegangen werden, dass diese Oralisierungen (ebenso wie die Dialekte) landschaftlich divergent waren.<sup>6</sup> Zumindest für die frühen Oralisierungen können daher die Grenzen der Dialektverbände auch als Grenzen der Oralisierungen des Schriftdeutschen angenommen werden (vgl. auch SCHMIDT / HERRGEN 2011, 64–65).

Im Rahmen der Sprachdynamiktheorie, die davon ausgeht, dass sich sprachlicher Wandel durch Synchronisierungsprozesse erklären lässt, können diese Oralisierungen des Schriftdeutschen wie folgt beschrieben werden: Allgemein lässt sich Synchronisierung definieren als „Abgleich von Kompetenzdifferenzen im Performanzakt mit der Folge einer Stabilisierung und/oder Modifizierung der beteiligten aktiven und passiven Kompetenzen“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 28). Bei den Versuchen einzelner Sprecher, die Buchstaben und Buchstabenverbin-

5 Diese sowie die folgenden Erläuterungen beziehen sich – sofern nicht anders angegeben – auf die Ausführungen in SCHMIDT / HERRGEN (2011, insbesondere 63–65).

6 Vgl. hierzu beispielsweise auch KÖNIG (2004a, 176) oder ELEMENTALER (2005, 407).

dungen des Schriftdeutschen auf den jeweiligen dialektalen Fundamentbereich ihrer sprachlichen Kompetenz zu beziehen, handelt es sich in diesem Sinne um Mikrosynchronisierungen<sup>7</sup> an der Schriftsprache, also „punktuelle, in der Einzelinteraktion begründete Modifizierung[en] und zugleich Stabilisierung[en] des individuellen sprachlichen Wissens“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 29). Mit der im Laufe der Zeit zunehmenden Sprecheranzahl in den städtischen Zentren richteten auch größere Gruppen ihre Synchronisierungen an der Schrift aus. Innerhalb dieser Gruppen ist ein ähnlicher bzw. gleicher dialektaler Hintergrund anzunehmen und die Synchronisierungen ihrer Mitglieder richteten sich auf die gleiche Schriftsprache. Daher ist hier von Mesosynchronisierungen, also „Folge[n] von gleichgerichteten Synchronisierungsakten, die Individuen in Situationen persönlichen Kontaktes vornehmen und die zu einer Ausbildung von gemeinsamem situationsspezifischem sprachlichem Wissen führ[en]“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 31), auszugehen. Das gemeinsam ausgebildete sprachliche Wissen führte in der Folge innerhalb der einzelnen Gruppen zu relativ einheitlichen und stabilen Aussprachekonventionen der Schriftsprache.

Diese Konventionen wurden dann zu fester etablierten Oralisierungsnormen mit vermutlich weiterer arealer (großlandschaftlicher) Ausdehnung, als sie an immer größer werdende Sprecherkreise über sogenannte Normierungsagenturen verbreitet wurden.<sup>8</sup> Solche Institutionen der Normverbreitung sind zum einen in der Kirche zu sehen, zum anderen aber – mit wohl wesentlich größerem Einfluss – in der Schule, wo die landschaftliche Oralisierung des Schriftdeutschen von Pfarrern und Lehrern an die Kirchgänger<sup>9</sup> bzw. die Schulkinder weiter vermittelt wurde (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 64–65).<sup>10</sup> Je stabiler und verbreiteter diese Oralisierungsnormen wurden, desto weniger notwendig war ein persönlicher Kontakt der Sprecher, die ihre Synchronisierungen an der Schriftsprache bzw.

7 Die Mikrosynchronisierung stellt den allen anderen Synchronisierungen zugrunde liegenden Elementarakt dar. Der Abgleich individueller Kompetenzen in Einzelinteraktionen umfasst sowohl den Sprachproduktionsakt, also die Seite des Sprechers bzw. Schreibers, als auch den dazugehörigen Verstehensakt (Hörer bzw. Leser) und damit die beiderseitigen Stabilisierungen bzw. Modifizierungen der individuellen Kompetenzen (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 29).

8 Vgl. zur Entstehung regionaler Umgangssprachen (also dem landschaftlichen Hochdeutsch in der hier verwendeten Terminologie) und ihren Zusammenhang mit der Verwendung im Schulunterricht des 19. Jahrhunderts auch ELEMENTALER (2005).

9 Der Einfluss der Kirche lässt sich mit BRENNERS (1904, 137) Worten prägnant wie folgt zusammenfassen: „Gerade das Kirchenlied zwang den gemeinen Mann wenigstens einmal in der Woche hochdeutsche Laute und Worte selbst zu sprechen.“

10 Später sieht etwa WEBER (1908, 6) auch einen Einfluss von Printmedien auf die Entwicklung und Verbreitung des landschaftlichen Hochdeutsch: „Neben den Einflüssen von Kanzel, Schule und Waffendienst ist auch der der Zeitung nicht zu unterschätzen, die heute jeder täglich liest [...]. Oft habe ich zugehört, wie Leute, die sonst reine Mundart sprechen unter dem Eindruck der gelesenen Artikel über Unglücksfälle und Politik halb mundartlich, halb hochdeutsch darüber redeten. Zum Teil tun sie es auch im Gefühl der Bedeutung, Wichtigkeit des Ereignisses, in gehobener Stimmung; denn ich habe auch sonst beobachtet, daß Leute die Schriftsprache gebrauchten, um etwas zu beteuern oder ihren Worten Nachdruck zu verleihen.“

der neuen Oralisierungsnorm ausrichteten. Im Endeffekt entstanden die mündlichen Normen einzelner Landschaften also durch (sich wiederum aus Mikro- und Mesosynchronisierungen zusammensetzenden) Makrosynchronisierungen<sup>11</sup> mit der überdachenden literalen Norm.

Die bisherigen Ausführungen erlauben nun eine Definition des hier im Fokus stehenden Forschungsgegenstandes: Als landschaftliches Hochdeutsch werden die auf Synchronisierungsprozessen beruhenden, areal divergenten Oralisierungen der Schriftsprache durch Dialekt Sprecher nach der Etablierung der neu-hochdeutschen Schriftsprache bezeichnet. Bis zur Einführung einer nationalen Standardaussprache (Orthoepie) handelte es sich beim landschaftlichen Hochdeutsch um das „beste“ Hochdeutsch der damaligen Sprecher.

Es stellt sich nun die Frage, wie einheitlich das landschaftliche Hochdeutsch zu einem bestimmten Zeitpunkt war. Sicher ist, dass auch innerhalb einer Region nicht jeder Sprecher exakt das gleiche landschaftliche Hochdeutsch gesprochen hat. Dies widerspricht sowohl dem sich in ständigem Wandel befindlichen, dynamischen Wesen von Sprache<sup>12</sup> als auch der Struktur der jeweiligen Sprachkompetenzen von Individuen, die sich grundsätzlich unterscheiden (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011, 49). Daher dürfte klar sein, dass es selbst zum Zeitpunkt relativ einheitlicher Oralisierungen der Schriftsprache Unterschiede im landschaftlichen Hochdeutsch innerhalb einer Region gegeben hat. Diese Unterschiede werden, wie die Belege in der Literatur zeigen, bereits ab dem 16. Jahrhundert vereinzelt (vgl. etwa JOSTEN 1976, 216) und in der Folge häufiger mit einer sozialen Schichtung der Sprecher begründet (vgl. etwa MIHM 2003). In der Regel beschränken sich die Ausführungen in der Literatur allerdings auf die Nennung von (sozialen) Unterschieden im landschaftlichen Hochdeutsch, ohne dabei auf konkrete sprachliche Beispiele einzugehen. Eine dahingehend differenzierte Untersuchung lässt daher nur wenig verlässliche Ergebnisse erhoffen. Für die hier im Forschungsinteresse stehende Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch ist eine über die oben genannte Definition hinausgehende Spezifikation der Varietät (also beispielsweise nach verschiedenen sozialen Schichtungen) weder sinnvoll noch notwendig. Sie kann und muss mit den dahingehend jeder Rekonstruk-

11 Makrosynchronisierungen sind in der Sprachdynamiktheorie (SCHMIDT / HERRGEN 2011, 32) definiert als: „Synchronisierungsakte, mit denen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sich an einer gemeinsamen Norm ausrichten.“ Diese werden von „tendenziell alle[n] Mitglieder[n] einer Sprachgemeinschaft oder auch Mitglieder[n] von Großgruppen vor[genommen], zwischen denen kein persönlicher Kontakt bestehen muss. Auf die Dauer gesehen, definieren die Grenzen gemeinsamer Makrosynchronisierungen die Grenzen des dynamischen Systems Einzelsprache. Für die Sprecher sind sie identisch mit den Grenzen der Einzelsprache.“

12 Vgl. auch die Definition von Sprachdynamik in SCHMIDT / HERRGEN (2011, 20): „Unter Sprachdynamik verstehen wir daher die Wissenschaft von den Einflüssen auf die sich ständig wandelnde komplexe Sprache und von den sich daraus ergebenden stabilisierenden und modifizierenden Prozessen.“

tion historischer Sprache innewohnenden Vereinheitlichungstendenzen umgehen.<sup>13</sup>

Des Weiteren bleibt noch zu klären, in welchem zeitlichen Rahmen von der Varietät des landschaftlichen Hochdeutsch ausgegangen werden kann.<sup>14</sup> Der Ursprung der historischen Varietät ist – wie bereits erläutert wurde – in den ersten Oralisierungsversuchen der neuhochdeutschen Schriftsprache zu sehen. Die frühen Belege in der Literatur (vgl. etwa die in JOSTEN 1976 genannten) können dies bestätigen. In der Folge setzen sich diese weiter fort (vgl. für das 18. Jahrhundert z. B. BRAUN 1765, 7 oder die Wörterbucharbeit POPOWITSCHS [hier in der Edition von 2004]; für den Beginn des 20. Jahrhunderts ebenfalls wortgeographisch etwa KRETSCHMER 1918, der eine Beschreibung des landschaftlichen Hochdeutsch für den Wortschatz vorlegt). Im Fokus der vorliegenden Arbeit steht insbesondere das ausgehende 19. Jahrhundert, weshalb auf diese Zeit nun genauer eingegangen werden soll.

Dabei soll insbesondere der Frage nachgegangen werden, welche kommunikative Relevanz dem landschaftlichen Hochdeutsch in dieser Zeit zukam. Die zahlreichen Belege in der Literatur des ausgehenden 19. Jahrhunderts zeigen eine intensive Auseinandersetzung mit dem landschaftlichen Hochdeutsch.<sup>15</sup> Ähnlich wie in den Jahrhunderten zuvor überwiegen die metasprachlichen Zeugnisse die objektsprachlichen Beschreibungen bei weitem. Leitende Fragen in der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit der Varietät sind dabei die folgenden: Gibt es eine Region mit dem besten landschaftlichen Hochdeutsch, und wenn ja, welche ist das (vgl. etwa DIEDERICHS 1884, 4)? Wird es eine überregionale Einheits- bzw. Standardsprache geben (vgl. BEHAGHEL 1896, 14; BRENNER 1903, 57)? Wenn diese jemals zu verwirklichen ist, wann könnte der Zeitpunkt dafür sein? Ist eine überregionale Standardaussprache überhaupt notwendig bzw. erstrebenswert (vgl. etwa PAUL 1916, 132–133; LUICK 1904/1905, 349–350; ACKERKNECHT 1900/1901, 538; BRENNER 1905, 221)? Wie ließe sich eine solche umsetzen (vgl. ACKERKNECHT 1900/1901, 540; BRENNER 1905, 221)? Zudem werden, wie bereits erwähnt, häufig soziale Schichtungen des landschaftlichen Hochdeutsch angesetzt, die in der Regel an verschiedene Sprechergruppen gekoppelt sind (vgl. etwa KRÜGER 1843, 13–14; PHILIPP 1897, 5; LOEWE 1889, 50–51; BRENNER 1903, 57).

13 Darüber hinaus ist es fraglich, ob die Auswertung einer hier fiktiv angenommenen, ausreichenden Datengrundlage anhand objektiver Verfahren zu dem Ergebnis käme, dass die beschriebenen sozialen Schichtungen überhaupt voneinander separierbaren Sprechlagen zuweisbar wären. Vorstellbar wären hier auch subjektive Beurteilungen der Autoren, die sich anhand sprachlicher Daten als nicht verifizierbar herausstellen könnten.

14 AUER (vgl. 2005, 23) etwa bezeichnet die hier als landschaftliches Hochdeutsch benannte Varietät für die Zeit vom 15. bis 17. Jahrhundert als „first-order standard variety“, während er für das 19. und frühe 20. Jahrhundert eine „second-order standard variety“ annimmt, die erstere in ihrem Prestigestatus ablöst.

15 Die verwendeten Termini zur Bezeichnung der Varietät sind dabei vielfältig und umfassen beispielsweise die Begriffe „Hochdeutsch“, „Umgangssprache“, „Gebildetensprache“, „Hausprache“, „Volksprache“ oder „einheimisches Hochdeutsch“.

Die umfangreiche Auseinandersetzung mit dem landschaftlichen Hochdeutsch sowie mit Fragen, die eine Aussprachevereinheitlichung im ausgehenden 19. Jahrhundert und bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein behandeln, zeigt, dass die landschaftliche, gesprochene Prestigevarietät zu dieser Zeit noch von großer Relevanz war. Das landschaftliche Hochdeutsch war im kommunikativen Alltag der meisten Sprecher präsent und stellte die neben dem Dialekt gesprochene Varietät der Zeit dar. Eine Auseinandersetzung mit der Prestigevarietät erscheint damit auch bzw. insbesondere in diesem recht kurz vor der Etablierung einer nationalen Oralisierungsnorm gelegenen Zeitraum (vgl. hierzu Kapitel 2.3) von besonderem Interesse zu sein. Dies ist insbesondere dadurch der Fall, dass im Vergleich zum Dialekt das landschaftliche Hochdeutsch in der zeitgenössischen Forschungsliteratur kaum detailliert beschrieben ist. Zwar finden sich auch einige wenige Beschreibungen linguistischer Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch (vgl. etwa DIEDERICHS 1884 oder BECKER 1936), es überwiegen aber die metasprachlichen Auseinandersetzungen. Mit SCHMIDT / HERRGEN (vgl. 2011, 73–74) liegt der Grund für die Konzentration der Forschung auf die exakte Beschreibung der Varietät Dialekt und die zeitgleiche „Vernachlässigung“ der zweiten oralen Varietät darin, dass die Dialektologie durch die Etablierung des landschaftlichen Hochdeutsch ihren primären Forschungsgegenstand – die Dialekte – als bedroht und daher beschreibenswert ansah. Das landschaftliche Hochdeutsch hingegen erfuhr, da es im kommunikativen Alltag hoch frequent war und damit nicht gefährdet erschien, keine auch nur ansatzweise detaillierte Beschreibung.

Aus dem bisher Gesagten wird deutlich, dass die in dieser Arbeit vorgenommene Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert einen für diese Zeit äußerst relevanten Ausschnitt der oralen Kommunikation abdeckt. Nachdem der im Fokus stehende Forschungsgegenstand genauer beschrieben wurde, soll im Folgenden ein detaillierterer Blick auf die Träger des landschaftlichen Hochdeutsch geworfen werden. Nach ersten bisherigen Andeutungen („Gebildetensprache“, „Prestigevarietät“) soll nun genauer betrachtet werden, wer im Laufe der Zeit die Sprecher bzw. Sprechergruppen des landschaftlichen Hochdeutsch waren. Damit unmittelbar einher geht die Untersuchung der Motive dieser Sprecher(gruppen), zunächst versuchsweise und im weiteren Verlauf immer fester werdende Konventionen bzw. Normen der mündlichen Realisierung des Schriftdeutschen zu schaffen und zu etablieren.

## 2.2 Motive der Sprecher des landschaftlichen Hochdeutsch

Eine über die enge areale Begrenztheit der Dialekte hinausgehende Form der mündlichen Kommunikation kann sich aus verschiedenen Erfordernissen heraus als notwendig und/oder erstrebenswert erweisen. Im Folgenden sollen die Motive von Sprechern zur Verwendung einer solchen näher betrachtet werden. In unmittelbarem Zusammenhang mit den Motiven stehen die Sprecher selbst, so dass versucht wird, soweit dies die Dokumentationslage zulässt, die Sprecher- und

Sprechergruppen des landschaftlichen Hochdeutsch im Verlauf der Zeit zu beleuchten. Dies kann für die Anfänge des landschaftlichen Hochdeutsch aufgrund der Quellenlage nur skizzenhaft erfolgen. Für die hier im Fokus stehende Untersuchungszeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts erlauben die Ausführungen der zeitgenössischen Literatur einen etwas detaillierteren Einblick in die Trägerschaft des landschaftlichen Hochdeutsch.

Eine mündliche Orientierung an der Schriftsprache setzt zunächst eine literale Kompetenz voraus. Daraus ergibt sich für die Träger des landschaftlichen Hochdeutsch nicht nur in seinen frühesten Anfängen, dass es sich um Menschen gehandelt haben muss, die Lesen und Schreiben gelernt und damit eine Form der Schulbildung genossen haben müssen. In den protestantischen Landesteilen gab es schon im 16. und 17. Jahrhundert erste Ansätze zu einer Schulpflicht. Bis sich diese aber allgemein durchsetzte, verging nicht nur in den katholisch dominierten Gebieten viel Zeit. Auch wenn die Notwendigkeit einer Schulbildung nach und nach immer mehr anerkannt wurde,<sup>16</sup> musste zunächst die Etablierung der dafür benötigten Infrastruktur (zum Beispiel Errichtung von Schulgebäuden, Ausbildung von Lehrern und Erstellung von Unterrichtsmaterialien) erreicht werden. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts (1919 mit der Weimarer Verfassung) wurde die allgemeine Schulpflicht für ganz Deutschland festgeschrieben. In der Anfangszeit des landschaftlichen Hochdeutsch kam jedwede Form schulischer Bildung zunächst also nur den Kindern der Familien zu, die einerseits Bildung als einen Wert betrachteten und andererseits finanziell nicht auf die Mitarbeit der Kinder zur Erwirtschaftung des Lebensunterhalts angewiesen waren. Die größten Teile der ländlichen Bevölkerung scheiden daher als Träger des landschaftlichen Hochdeutsch in seiner Anfangszeit aus. Stattdessen ist davon auszugehen, dass es sich dabei zunächst um Angehörige der Kirche und des Bildungsbürgertums gehandelt haben muss. Daraus ergibt sich, dass größtenteils die Bewohner städtischer Zentren als diejenigen angesehen werden können, die sich an der Oralisierung der Schriftsprache versuchten (vgl. VON POLENZ 2013, 228–235).<sup>17</sup> Bildung war anfangs nicht reiner Selbstzweck, sondern diente in der Regel einem weiteren (monetären) Zweck. Die Kirche hatte als Träger und Vermittler von Bildung einen zunächst solitären Stand erreicht, den sie zu erhalten trachtete. Bildung war darüber hinaus aber auch dort nötig, wo Handel getrieben wurde. Da sich Handel nicht nur auf die engen Grenzen des eigenen Dialektverbundes beschränkte, ergab sich daraus nicht nur ein unmittelbares Erfordernis nach Bildung (Rechnen, Schreiben, Lesen, Fremdsprachen,<sup>18</sup> etc.), sondern auch die

16 Wo Kinder für die Sicherung des Lebensunterhaltes der Familie etwa bei der Arbeit in der Landwirtschaft „benötigt“ wurden, gestaltete sich allerdings auch das schwieriger.

17 Vgl. hierzu etwa die Ausführungen BECKERS (1936, 3) zum Obersächsischen, der einen Ursprung der „sächsischen Umgangssprache“ in den städtischen Zentren Leipzig und Dresden beschreibt, von wo aus es auch zu einer Ausstrahlungswirkung auf die umliegenden ländlicheren Gebiete gekommen sei. Siehe auch KETTMANN (1981).

18 Über den Fremdsprachenerwerb etwa der reichsstädtischen Eliten Augsburgs und Nürnbergs im 16. bis 19. Jahrhundert vgl. GLÜCK / HÄBERLEIN / SCHRÖDER (2013). Neben dem notwendigen Erwerb von Fremdsprachen für den Fernhandel finden sich im 17. und 18. Jahr-

Notwendigkeit, in der mündlichen Kommunikation überregionale Verständlichkeit zu erlangen.

Es zeigt sich also, dass die Motive, überregionale orale Verständlichkeit zu erlangen, in der Regel mit der Sicherung einer Prestigestellung (Kirche, Bildungsbürgertum) und der Erreichung wirtschaftlicher Ziele (Handel) verbunden waren.<sup>19</sup> Das landschaftliche Hochdeutsch als eine „über“ den Dialekten des Volkes stehende Form der Kommunikation diente damit auch als „Erkennungsmerkmal“ für diejenigen Sprecher(kreise), die sich Bildung leisten konnten. Das Sprechen „nach der Schrift“ kann demnach als Prestigemarker der Eliten betrachtet werden, es war nicht zuletzt ein Ausdrucksmittel sozialer Schichtunterschiede. Daher kann das landschaftliche Hochdeutsch als orale Prestigevarietät bezeichnet werden.

Eine ausführliche Diskussion dieser frühen sozialen Schichtung der Sprache findet sich beispielsweise in MIHM (2003).<sup>20</sup> Wie metasprachliche Kommentare nahelegen, kann schon während des Mittelalters eine geschichtete Mündlichkeit im festlandsgermanischen Sprachgebiet angenommen werden. So hält MIHM (vgl. 2003, 90) fest, dass sich über Angehörige der Oberschichten Merkmale bevorzugter Regionen ausbreiten konnten. Den sprachlichen Mehrwert dieser Vorbildsprachen führt MIHM einerseits auf ihre als nachahmenswert angesehene Lautung zurück, hält in diesem Zusammenhang aber auch die wirtschaftliche und kulturelle Überlegenheit einer Region für entscheidend.<sup>21</sup> Weiter hält MIHM fest, dass die Übernahme von Vorbildsprachlichen Merkmalen in der Regel im interpersonalem Kontakt stattfand und zwar vorzugsweise bei Aufenthalten in auswärtigen Prestigeregionen. Diese von ihm als Diffusionsprozesse bezeichneten Übernahmen sprachlicher Prestigemerkmale sind bis ins 17. Jahrhundert bezeugt, wobei er zunächst offen lassen muss, welchen Anteil sie damals am gesamten Standardisierungsvorgang hatten. Nach MIHM (vgl. 2007 [2001], 59) kann für das 16. Jahrhundert das Entstehen einer Ausgleichssprache nicht auf ein Streben nach größerer kommunikativer Reichweite zurückgeführt werden, da „sich die frühen Entlehnungssprachen in ihrer räumlichen Reichweite nicht erkennbar von den Basissprachen unterscheiden“. Somit sieht er das Hauptmotiv zur Entstehung in dem Bedürfnis nach einem „gehobeneren“, prestigeträchtigeren Kommunikationsmittel. Für den Bereich der privaten Schriftlichkeit, aus dem wiederum Rückschlüsse auf die mündliche Kommunikation gezogen werden können, hält VON POLENZ (2013, 220) zusammenfassend fest, dass es im 17. und 18. Jahrhundert hauptsächlich das „akademisch und literarisch erfolgreich[e] Bildungs-

hundert vermehrt Zeugnisse für sogenannte „Kavalierstouren“. Diese dienten in erster Linie nicht kommerziellen Interessen, sondern waren Ausdruck eines elitären Bewusstseins und zudem eine Vorbereitung zur Erlangung von Kompetenzen, die für die Übernahme von Verwaltungsaufgaben erforderlich waren.

19 Vgl. auch die Beschreibung des Zusammenhangs von bürgerlicher Macht und Schrift in VON POLENZ (1999, 38). Siehe ebenfalls MATTHEIER (2000b, 1954).

20 Vgl. auch den Überblick in VON POLENZ (2013, 234–249) oder MATTHEIER (1997).

21 Zur Vorbildfunktionen einzelner Landschaften und deren Wandel im Laufe der Zeit vgl. das nachfolgende Kapitel 2.3.



bürgertum [...]“ war, welches eine „Verbesserung“ der deutschen Sprache vorangetrieben habe. Der Adel hingegen war daran höchstens sporadisch beteiligt und wandte sich in dieser Zeit eher dem Französischen als Prestigesprache statt einem „besseren“ Deutsch zu.

Mit zunehmender Alphabetisierung<sup>22</sup> der Menschen kann nach dem bisher Gesagten von einer immer größer werdenden Anzahl von Sprechern des landschaftlichen Hochdeutsch ausgegangen werden.<sup>23</sup> Gleichzeitig ist von einer ausgedehnteren arealen Verbreitung der einzelnen landschaftlichen Prestigevarietäten (vgl. hierzu SCHMIDT / HERRGEN 2011, 63–65 „großlandschaftliche Oralisierungsnormen“) auszugehen, indem sich in den Schulen eine einheitlichere Vermittlung dieser herauskristallisierte. Mit der Vergrößerung der Sprecherzahl wird zudem auch eine differenzierte (soziale) Schichtung der Ausprägungen des landschaftlichen Hochdeutsch angenommen, wie etwa die metasprachlichen Zeugnisse des 19. Jahrhunderts belegen (vgl. hierzu auch die Ausführungen in Kapitel 2.1). So beschreibt beispielsweise LOEWE (1889, 50–51) für das Niederdeutsche, im Speziellen für das Magdeburgische, verschiedene Sprachschichten, die sich durch „eine kontinuierliche Reihe von Übergangsstufen von der Sprache der Gebildeten bis zur Mundart der Arbeiter“ auszeichneten. Diese Abstufungen erklärt er als „Folge des Strebens, sich dem Idealbilde der hochdeutschen Normalsprache möglichst anzunähern“. Dabei beobachte er häufig, wie Eltern versuchten, mit ihren Kindern das „ihnen geläufig[e] Hochdeutsch“ zu sprechen, sich also einer „besseren“ Sprachschicht zu bedienen. LOEWE bemerkt allerdings auch, dass „diese Annäherung an das mustergiltige Hochdeutsch dadurch gestört [werde], dass die geringere Anzahl der vornehmer Sprechenden der weitaus grösseren Anzahl der minder vornehm Sprechenden nachg[e]be, infolgedessen recht häufige Wörter auch in die Sprache der Gebildeten [drängen].“

Ein weiteres Zeugnis für den größeren Sprecherkreis des landschaftlichen Hochdeutsch in der hier primär interessierenden Untersuchungszeit sei mit SCHMIDT (vgl. 1873, 11) genannt. Er führt für den norddeutschen Sprachraum an, dass es zum Ende des 19. Jahrhunderts kaum mehr Menschen gäbe, die nur noch Plattdeutsch, also Dialekt sprächen. Verbunden mit dieser Feststellung, die für den Norden fast alle Sprecher als solche des landschaftlichen Hochdeutsch herausstellt, führt SCHMIDT auch eine weitere Motivation dieser Sprecher an. So

22 VON POLENZ (vgl. 1999, 51–52) schätzt die Zahl der Analphabeten um 1800 auf 50 Prozent, Mitte des 19. Jahrhunderts auf etwa 30 Prozent und um 1900 auf etwa 1 Prozent der erwachsenen Bevölkerung. ELSPASS (2005, 101) spricht vom 19. Jahrhundert als dem der „Massenalphabetisierung“; vgl. auch den detaillierten Überblick zu den Lese- und Schreibfähigkeiten der deutschen Bevölkerung im 19. Jahrhundert in ELSPASS (2005, 76–110). Vgl. zur Alphabetisierung auch LUDWIG (1998).

23 Doch noch für das beginnende 19. Jahrhundert sei nach MATTHEIER (vgl. 1985, 84) die normierte „hochdeutsche Sprache“ lediglich im Bildungsbürgertum verbreitet gewesen. MATTHEIER (2000b, 1953 u. 1956) geht dann für das 19. Jahrhundert von einer Durchsetzung der „hochdeutschen Schriftsprache [...] im sprechsprachigen Bereich [...] als alleinige Varietät [...] bei etwa 20 Prozent der [deutschen] Bevölkerung“ aus. Vgl. hierzu auch DAVIES (2009, 191).

führt er aus, dass sich die Menschen für ihr Plattdeutsch schämten. Dies stellt also auch noch für das 19. Jahrhundert den Prestigecharakter des landschaftlichen Hochdeutsch heraus. Die Zugehörigkeit zur Sprechergruppe einer sich in der Vertikale über den Dialekt erhebenden Varietät galt also nach wie vor als erstrebenswert.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es sich bei den Sprechern des landschaftlichen Hochdeutsch in seiner Anfangszeit um gebildete Menschen handelte, die über ihre literale Kompetenz eine mündliche Umsetzung der Schriftsprache zunächst probeweise und später in immer gefestigter Form produzierten. Die überregional verständliche(re) Form der mündlichen Kommunikation war dabei zum einen ein Prestigemarker. Daneben kann sie zum anderen als eine Form des Machterhalts sowie als Mittel zur Erlangung wirtschaftlichen Erfolgs (Handel) angesehen werden. Mit zunehmender Verfestigung der großlandschaftlichen Oralisierungsnormen sowie ansteigender Alphabetisierungsrate der deutschen Bevölkerung vergrößerte sich die Sprecheranzahl der Prestigevarietät sukzessive. Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts kann schließlich davon ausgegangen werden, dass nahezu jeder Deutschsprechende eine landschaftliche „Hochdeutsch-Kompetenz“ hatte. Auch zu dieser Zeit stellte das landschaftliche Hochdeutsch eine Prestigevarietät dar, deren Nicht-Erlangung gesellschaftlicher Bewertung unterlag. Über Sprache wurde also nicht nur gesellschaftliches Ansehen verhandelt, die Kompetenz in der Prestigevarietät stellte für beruflich (überregional) Agierende auch eine notwendige Voraussetzung für wirtschaftlichen Erfolg dar.

Nach dem Überblick über die Trägerschaft des landschaftlichen Hochdeutsch sowie die Motive der Sprecher, eine überregionale gesprochensprachliche Form von Sprache zu konstituieren bzw. sich ihrer zu bedienen, soll im Folgenden genauer auf den Prozess der Standardisierung des Deutschen eingegangen werden. Hierbei steht nun nicht mehr die Sprecher- bzw. Anwenderperspektive im Fokus, sondern die normsetzende, präskriptive Seite dieses Prozesses. Da der Normierungsweg und -prozess der Aussprache des Deutschen direkt auf der Vereinheitlichung und Normierung der Schriftsprache aufbaut, erfolgt die Beschreibung der Standardisierung des Deutschen hin zu einer Orthographie und einer Orthoepie zusammen in einem Kapitel.

### 2.3 Der Weg zur deutschen Standardsprache

Wie die obigen Ausführungen bereits andeuten, begann der Weg zur deutschen Standardsprache,<sup>24</sup> also zur kodifizierten Norm der deutschen<sup>25</sup> Sprachgemein-

24 Der Begriff der Standardsprache soll hier mit SCHMIDT / HERRGEN (2011, 62) wie folgt definiert werden: „Standardsprache heißt diejenige Vollvarietät, auf deren Literalisierungsnorm die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre Makrosynchronisierung ausrichten. Die – nationalen – Oralisierungsnormen dieser Vollvarietät sind durch Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen gekennzeichnet.“ Für weitere Diskussionen des Begriffs vgl.

schaft, wie sie etwa in Schulen gelehrt wird, zunächst mit einer Vereinheitlichung und Normierung der Schriftsprache (Orthographie). Erst darauf aufbauend etablierten sich sukzessive Aussprachekonventionen des Schriftdeutschen (landschaftliches Hochdeutsch). Schließlich wurde eine Normierung der Standardausprache (Orthoepie) geschaffen. Diese Entwicklung soll im Folgenden dargestellt werden, um die sprachgeschichtlichen Voraussetzungen des landschaftlichen Hochdeutsch nachzuzeichnen und zudem diese historische orale Prestigevarietät in ihren Entwicklungszusammenhang einzuordnen.

Wie bereits oben ansatzweise erläutert (vgl. Kapitel 2.1), sah die sprachliche Gesamtsituation des Deutschen vor dem 16. Jahrhundert etwa so aus, dass es in der mündlichen Kommunikation gleichberechtigt nebeneinander stehende „Lantsprachen“ gab. Im schriftlichen Bereich verhielt es sich nach der gängigen Forschungsmeinung recht ähnlich,<sup>26</sup> auch hier gab es verschiedene Schreibsprachen, die innerhalb einzelner (Groß-)Regionen relativ einheitlich gestaltet, von einer einheitlichen neuhochdeutschen Schriftsprache aber noch weit entfernt waren. Wie die Studie von BESCH (1987) zeigt, kann von einer neuhochdeutschen Schriftsprache erst ab dem 16. Jahrhundert ausgegangen werden. Er kommt bei Auswertungen von Handschriften aus dem 15. Jahrhundert (also vor dem Vereinheitlichungsprozess) zu dem Ergebnis, dass in allen vor dem 16. Jahrhundert angesetzten Untersuchungen höchstens Vorstufen der neuhochdeutschen Schriftsprache beschrieben werden können.<sup>27</sup>

Ab dem 16. Jahrhundert kam es dann vermehrt zu Ausgleichsprozessen zwischen den Schreibsprachen der einzelnen Regionen. Dies geschah im Wesentlichen dadurch, dass die zeitgenössischen Drucker und Schreiber bei der Erstellung ihrer Schriftstücke Variantenselektionen vornahmen.<sup>28</sup> BESCH (1987) konnte in seiner Untersuchung zeigen, dass insbesondere der ostmitteldeutsche, der ost-

etwa AMMON (1997), LAMELI (2004), MIHM (2008) oder KEHREIN (2012). Die Konzepte regionaler Standards oder die Prozesse von Destandardisierungen, wie sie in der Literatur (etwa von AUER 1990 oder BEREND 2005; vgl. hierzu auch die Ausführungen in SCHMIDT / HERRGEN 2011, 349–350 oder KEHREIN 2012, 24–33) diskutiert werden, können und müssen hier nicht weiter ausgeführt werden.

25 Da der Fokus dieser Arbeit auf dem heute bundesdeutschen Gebiet liegt, finden andere Nationen mit Deutsch als Amtssprache (etwa Österreich oder die Schweiz) und die dort herrschenden sprachlichen Besonderheiten hier keine Beachtung.

26 Siehe etwa BESCH (1987), GLASER (2003), MIHM (2003) oder REICHMANN (2003).

27 Vgl. hierzu auch WOLF (2003), der sich der Frage widmet, ob es althochdeutsche Sprachregionen bzw. eine althochdeutsche Schriftsprache gab. Mit der Verneinung dieser Frage kommt er zu dem Ergebnis, dass vor dem späten Mittelalter keinerlei Ansätze zu einer Einheitssprache vorhanden waren (vgl. WOLF 2003, 124).

28 Vgl. hierzu etwa GLASER (2003), die annimmt, dass die zeitgenössischen Drucker und Schreiber wohl beurteilen konnten, ob eine Variante heimisch war. Dabei stellt sich für GLASER aber die Frage, wie die Beurteilung erfolgen konnte, ob eine Variante auch überregionale Geltung hatte bzw. überregionale Anerkennung genoss. Sie schätzt eine solche Beurteilungskompetenz bei den Schreibenden des 16. Jahrhunderts als zweifelhaft ein und wirft daher die Frage auf, wie Regionalismen überhaupt als solche erkannt und in der Folge durch überregionale Varianten ersetzt werden konnten.

fränkische sowie der bairische Sprachraum bzw. ihre Schreibsprachen einen wesentlichen Einfluss auf diese Ausgleichsprozesse hatten. Das heißt also, wenn eine Variante in diesen Räumen dominierte, hatte sie gute Chancen, sich gegen andere Varianten durchzusetzen und so die Form der (späteren) Schriftsprache zu werden.<sup>29</sup> Demnach kann die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache nicht einem einzigen Raum zugeordnet werden, sondern muss als durch Ausgleichsprozesse verschiedener Räume (insbesondere des ostmitteldeutschen, ostfränkischen und bairischen) entstanden betrachtet werden.<sup>30</sup> Etwa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts kann also von einer Phase der Grundlegung der neuhochdeutschen Schriftsprache ausgegangen werden. Diese beruhte auf einer ostmitteldeutschen-ostoberdeutschen Basis und verbreitete sich zunächst auf hochdeutschem Sprachgebiet, wodurch sie überregionale Geltung erlangte (vgl. BESCH 1987 oder allgemeiner auch BESCH 1983).

Häufig diskutiert wird in diesem Zusammenhang die Rolle LUTHERS (1483–1546) und sein Beitrag zur Entstehung und Verbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Zunächst war seine mitteldeutsche Herkunft in der entstandenen „ostmitteldeutschen-ostoberdeutschen Schreiballianz“ (BESCH 2003a, 2262) sicher von großem Vorteil. Dabei schreibt BESCH (vgl. 1987, 37–38) LUTHER neben der Rolle eines Verbreiters der Schriftsprache hauptsächlich eine variantenselektierende Funktion (Wahl zwischen landschaftlich divergenten Formen) zu. BESCHS Auswertungen zeigen zudem, dass LUTHER sich immer dann gegen eine heimische, das heißt ostmitteldeutsche, Variante entschied, wenn er dadurch die Weitenwirkung der Schriftsprache als gefährdet ansah. Wie die Auswertungen von JOSTEN (vgl. 1976, 48–49)<sup>31</sup> zeigen, bestand eine sich gegenseitig bestärkende Wechselwirkung zwischen dem sprachlichen Ansehen des Ostmitteldeutschen im 15./16. Jahrhundert und dem Ansehen von LUTHERS Sprache.<sup>32</sup> LUTHER war

- 29 BESCHS Auswertungen belegen außerdem, dass eine im gesamten oberdeutschen Raum geltende Variante ebenfalls gute Chancen hatte, als schriftsprachliche Form aufgenommen zu werden (vgl. BESCH 1987, 37).
- 30 Mitunter werden auch andere Erklärungsansätze diskutiert. So nimmt etwa MATTHEIER (vgl. 1981, 293–303) auf Basis von Untersuchungen zum Kölner Sprachraum keinen Ausgleichs- sondern vielmehr einen Überschichtungsprozess an. Er geht dabei davon aus, dass die ripuarische Schreibsprache im 15./16. Jahrhundert in einem ersten Prozess durch die oberdeutsche („Gemeines Deutsch“) überschichtet wurde. Im 17./18. Jahrhundert seien dann alle nicht mit dem Ostmitteldeutschen übereinstimmenden oberdeutschen Varianten durch die prestigeträchtigeren ostmitteldeutschen Formen ersetzt worden. Demnach sei die Durchsetzung der neuhochdeutschen Schriftsprache im Westmitteldeutschen ähnlich wie im Niederdeutschen verlaufen (vgl. auch MATTHEIER 2000a sowie die Ausführungen unten).
- 31 JOSTEN wertet in seiner Arbeit hauptsächlich Rhetoriken, Poetiken, Schreibmeisterbücher, Leselehren sowie Wörterbücher des 15. bis 17. Jahrhunderts mit dem Ziel aus, „die Hinweise und Äußerungen zur entstehenden deutschen Sprachnorm seit dem Ende des 15. bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert möglichst umfassend zu sammeln und kritisch zu werten.“ (JOSTEN 1976, 10). Eine ähnliche Arbeit liegt auch mit SOCIN (1888) vor.
- 32 REIFFENSTEIN (vgl. 2003, 2217–2219) hingegen meint nur einen positiven Effekt der Luther-Sprache auf das Meißnische identifizieren zu können. Dieser Effekt habe sich wiederum erst nach LUTHERS Tod gezeigt, da LUTHER selbst die Sprache Meißens und Thüringens nicht geschätzt, sondern die niederdeutsche Aussprache des Hochdeutschen favorisiert habe.

zudem die Person, die in der zeitgenössischen Literatur am häufigsten als sprachliches Vorbild genannt wurde.<sup>33</sup> Die Belege stammen dabei hauptsächlich von protestantischen Autoren ostmitteldeutscher Provenienz. Daneben existierten nach JOSTEN (vgl. 1976, 104) aber auch aus anderen deutschen Regionen positive Hervorhebungen von LUTHER als sprachlichem Vorbild, so dass sich dessen Ansehen nicht allein auf Stimmen aus der eigenen Region gründete. Der neben den bisher genannten wohl entscheidende Faktor für LUTHERS sprachgeschichtliche Bedeutung war mit BESCH (2003a) aber das Sujet seiner professionellen Betätigung. Durch die Übersetzung der Bibel und damit dem meistgelesenen sowie lange Zeit auch einzigen Buch der meisten Menschen konnte LUTHER bzw. seine Sprache enorme Breitenwirkung entfalten. Nur durch die Verbreitung der deutschsprachigen Bibel – kein anderes Buch hätte dies erreichen können – konnten Binnensprachgrenzen überwunden werden (vgl. BESCH 2003a, 2271).<sup>34</sup>

Das 16. Jahrhundert kann also als Phase der Grundlegung der neuhochdeutschen Schriftsprache angesehen werden, die durch schriftliche Ausgleichsprozesse<sup>35</sup> vorwiegend auf Basis des Ostmittel- und Ostoberdeutschen entstanden ist. Als sprachliche Vorbilder wurden in den zeitgenössischen Quellen überwiegend das Ostmitteldeutsche (Meißnische) als Landschaft<sup>36</sup> und LUTHER als Person gehandelt. In der Folge kam es immer mehr zu einer Ausbreitung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Insbesondere die Ablösung des Plattdeutschen und damit die Verbreitung im niederdeutschen Sprachraum zu Beginn des 17. Jahrhunderts kann als entscheidender Schritt bei der Durchsetzung des hochdeutschen Schrifttypus angesehen werden.<sup>37</sup> Anschließend folgte vom 17. bis zum 18. Jahrhundert eine Phase des Ausbaus bzw. der Ausformung, in der zunehmend regionale Varianten abgebaut wurden, wodurch eine schriftsprachliche Normierung erreicht

33 Im 17. Jahrhundert war es dann zunehmend die sprachliche Vorbildfunktion von MARTIN OPITZ (1597–1639) und die Verbindung zu seiner Dichtung, die in den zeitgenössischen Zeugnissen lobend hervorgehoben wurde (vgl. JOSTEN 1976, 127).

34 Anfangs (ab 1523) waren den Drucken von LUTHERS (ostmitteldeutscher) Bibelübersetzung noch Glossare beigegeben, die den verwendeten Wortschatz in den gebräuchlichen der jeweiligen Region übersetzten. Bereits circa zehn Jahre später waren diese Glossare allerdings nicht mehr zu finden, was als Indiz für die schnelle Verbreitung sowie die Verständlichkeit von LUTHERS Sprache gewertet werden kann (vgl. KLUGE 1894, 14–15). Zur regionalen Prägung der LUTHER'schen Sprache vgl. auch BESCH (2003a, 2271).

35 Von der FRINGS'schen These (vgl. 1936 und 1956) einer gesprochenen Ausgleichssprache im ostmitteldeutschen Raum (Sprachausgleich der Siedler) sowie seiner mittelalterlichen Datierung ist die Forschung wieder abgekommen (vgl. BESCH 2003a, 2258–2261). Vgl. in diesem Zusammenhang auch MIHM (2003), der verschiedene (mediale) Ausgleichsprozesse bei der „frühneuzeitlichen Standardisierung“ diskutiert.

36 Daneben kann JOSTEN (vgl. 1976, 68–97) allerdings auch einige Belege für die sprachliche Vorbildfunktion anderer Dialekte bzw. Landschaften finden. Häufiger genannt wurden in der zeitgenössischen Literatur dabei etwa das Schwäbische, das Alemannische, das Schlesische oder das Gemeine Deutsch (Oberdeutsch). Nicht selten entstammten die Autoren, die einen Dialekt lobten, dabei aus der jeweiligen Region.

37 Zu Beginn des 17. Jahrhunderts (1626) endeten die Bibelübersetzungen ins Niederdeutsche, was als deutliches Indiz für die dortige (rasche) Etablierung der neuhochdeutschen Schriftsprache gewertet werden kann (vgl. BESCH 1987, 41, siehe auch BESCH 2003a, 2275).

wurde. Maßgeblichen Einfluss auf diesen Prozess hatten die Grammatiker der Zeit (vgl. die Ausführungen in BESCH 1987 und 2003a). Gefördert wurde er zudem durch Faktoren wie die Abwahl des Lateinischen, größere überregionale Kommunikationserfordernisse, ein wachsendes Schreibbedürfnis, den Ausbau der Schulen sowie Vorbilder nationaler Sprachkonsolidierungen in benachbarten europäischen Staaten (vgl. BESCH 2003b, 23; VEITH 2000, 1783). Die sprachliche Vorbildfunktion des Ostmitteldeutschen (Meißnischen)<sup>38</sup> und damit sein Einfluss auf den Ausbau der Schriftsprache wurde von vielen Grammatikern des 18. Jahrhunderts als sehr hoch eingeschätzt (vgl. etwa die Angaben in BESCH 1987 und 2003a sowie in VEITH 2000<sup>39</sup>). Daneben kamen aber auch zahlreiche Stimmen von Grammatikern auf, die das Meißnische nicht als vorbildhaft betrachteten (vgl. dazu JOSTEN 1976, 52) bzw. sich generell gegen die Vorbildfunktion einzelner Landschaften mit dem Argument aussprachen, dass ein vorbildliches Hochdeutsch nur eine geschaffene Sprache der Gelehrten sein könne (vgl. dazu REIFFENSTEIN 2003, 2220–2223). Zumindest für das ausgehende 18. Jahrhundert ist dann von einem Verlust des sprachlichen Ansehens des Meißnisch-Obersächsischen auszugehen.

Auffallend bei fast allen Regelungen und Diskussionen zum „besten“ Deutsch im 17. und 18. Jahrhundert ist, dass dabei oft keine (differenzierte) Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache getroffen wurde.<sup>40</sup> So wurde beispielsweise immer wieder die regionale und soziale Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache diskutiert und dabei das (gesprochene) Deutsch der städtischen Oberschicht (beispielsweise einer obersächsischen Stadt wie Leipzig) argumentativ als vorbildlich angeführt (vgl. hierzu VEITH 2000, 1783–1785).

Im 19. Jahrhundert, genauer von 1852 bis 1902, fand dann der entscheidende „Kampf“ um die deutsche Rechtschreibung statt (VEITH 2000, 1787). Die wiederholten Auseinandersetzungen darüber, auf welcher Dialektgrundlage das beste Deutsch gesprochen werde und damit auch geschrieben werden solle, führten zu der Forderung (etwa 1852 von dem Sprachhistoriker KARL WEINHOLD), dass eine Normierung nur auf der historischen Basis der Schreibung und frei von jeder dialektalen Anbindung erfolgen solle. Gegenstimmen dazu kamen etwa von RUDOLF VON RAUMER, der forderte, die Schreibung und die Aussprache wechselseitig in Übereinstimmung zu bringen. Damit proklamierte er das Ideal einer norddeutsch geprägten Aussprache, indem seiner Forderung der norddeutsche

38 Stellenweise wurde das vermeintliche Geltungsareal des Meißnischen dabei so weit ausgedehnt, dass etwa auch wesentlich weiter nördlich vorkommende Merkmale in ihrer Vorbildhaftigkeit für das Meißnische beansprucht wurden (vgl. dazu REIFFENSTEIN 2003, 2220–2223 oder VEITH 2000, 1783–1785).

39 Eine genauere Differenzierung der Grammatikermeinungen kann und soll hier nicht geleistet werden. Zu näheren Angaben vgl. etwa JOSTEN (1976) oder VEITH (2000, 1784). Letzterer bietet zudem eine tabellarische Übersicht über die Akteure der orthographischen Normierung vor 1800.

40 Dies kann auch für frühere Zeitstufen angenommen werden, wie etwa MOSER (1987) anhand verschiedener Quellen aus dem 16. Jahrhundert zeigen kann.